

<b>Zeitschrift:</b>	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
<b>Herausgeber:</b>	Franz Otto Schmid
<b>Band:</b>	1 (1906-1907)
<b>Heft:</b>	13
<b>Artikel:</b>	Seine Schuld
<b>Autor:</b>	Kampf, E.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-748262">https://doi.org/10.5169/seals-748262</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Seine Schuld.



ie Schuldfrage ward von den Geschworenen mit mehr als sieben Stimmen bejaht.

Als der Obmann die Entscheidung vorlas, erschauerte der Körper des jungen Angeklagten ganz leicht, ohne daß der Ausdruck der Entschlossenheit aus dem blassen, wenig verhärmten Gesicht für dauernd gewichen wäre. Die Augen blieben gesenkt bei erhobenem Kopf. Der mittelgroße Mann stand aufgerichtet, als ob ein weher Troß ihn festigte.

Im Saale dumpfes Schweigen.

Nach einer Pause von vielleicht zehn Pulsschlägen der Präsident: „Ich bitte um einen Strafantrag.“

Der Staatsanwalt, mit der Miene der Überlegenheit, erhob sich von seinem erhöhten Sitz. Er vertrat auch in der äußern Erscheinung die starre Notwendigkeit.

„Ich beantrage sechs Jahre Zuchthaus.“

Aus der Richtung der Zeugenbänke und Tribüne erscholl ein gleich im Aufquellen erstcktes Geräusch des Entsetzens. —

„Der hohe Gerichtshof mag, neben der Würdigung mildernder Umstände, vor allem bedenken, daß wir es mit einem unbescholteneren, gebildeten, geistig den Durchschnitt überragenden Menschen zu tun haben. Das sind in diesem seltenen Fall straf erhöhende Momente, da sie den Beweis dafür liefern, daß der Angeklagte im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung, dem Drang nach Erleben eines wildromantischen Abenteuers nachgebend, reichen Besitz schädigte und Menschenleben in leichtfertigster Weise aufs Spiel setzte. Um ähnliche Versuche überreizter Köpfe zu verhüten, muß beizeiten“ — hier beugte sich der Staatsanwalt bereits wieder über das Pult, um sich niederzusezen — „die ganze Strenge des Gesetzes angesprochen werden.“

„Nunmehr erteile ich dem Herrn Verteidiger das Wort.“

Der Anwalt des jungen Mannes schnellte auf, warf noch einen raschen Blick auf das vollgeschriebene Blatt vor sich und drehte dann seinen frischen Kopf mit dem blonden Bart und den blauen Augen der Geschworenenbank zu:

„Ihr Verdikt, meine Herren Geschworenen, hat mich tief berührt und — was soll ich es verschweigen? — überrascht. Das ändert freilich nichts daran; aber diesem Gefühl möchte ich Ausdruck geben, damit Sie

sich seiner erinnern, wenn Sie das Urteil dereinst zu bereuen haben sollten. Der Strafantrag der Staatsanwaltschaft ist für mich eine Ungeheuerlichkeit. Wenn der öffentliche Ankläger Intelligenz und guten Leumund dem Beklagten zugesteht, so ist er logisch nicht berechtigt, daraus Waffen wider ihn zu schmieden. Der unbescholtene Ruf gibt dem für schuldig Beschiedenen nach Recht und Sitte den Anspruch auf richterliche Milde. Seine Intelligenz muß immer wieder Zweifel an der Tat wachrufen, und deshalb gebietet sie ebenso bestimmt ein schonendes Urteil. Das „Schuldig“ ist gesprochen; Schwäche der hohe Gerichtshof die Wucht des Wahrspruchs durch ein geringes Strafmaß ab! Sonst müßten die Guten im Volk irre werden, die Übeltäter aber zu Schlimmerem Anreiz empfinden. Mit harten Strafen, gerade in solchen Fällen, züchtigt man nicht, sondern züchtet Verbrecher. Ehe Sie entscheiden über das fernere Schicksal eines früh dem Verhängnis verfallenen Menschenlebens, vergegenwärtigen Sie sich nochmals recht eindringlich, daß unbedachte Äußerungen vor der Katastrophe einerseits, und die Unfähigkeit meines Klienten, Zeugen für sein Alibi namhaft zu machen, anderseits, die ausschließlichen Indizien sind, worauf die Verurteilung ruht, daß aber im übrigen nicht der Schimmer eines Schuldbeweises erbracht wurde. Halten Sie sich daneben die wackersinnige Mithilfe des Angeklagten bei den Löscharbeiten und seine hochherzige Rettung eines Menschenlebens vor Augen — dann tun Sie, was Sie in Ewigkeit zu verantworten vermögen.“

Der Anwalt hatte sich in schöne Begeisterung hineingeredet; nun ließ er sich schwer in seinen Armsessel zurückfallen.

Durch den dämmerigen Raum wehte es wie ein Hauch der Erlösung; man erwartete viel von den warmen Worten. —

Auf dem Präsidentenstuhl räusperte man sich; einige Aktenstücke wurden aufeinander gelegt. Die Richter zur Rechten und zur Linken rückten ihre Armsessel zurück, um sich dann auf das Zeichen des präsidierenden Kollegen zu erheben. „Angeklagter“, richtete sich dieser in einem Ton, der eine milde Regung unschwer zu erkennen gab, an den noch immer aufrecht stehenden, „haben Sie den Worten Ihres Anwalts noch etwas beizufügen oder dem Gerichtshof, der sich zur Straffällung zurückzieht, eine Bitte mit auf den Weg zu geben?“

„Ich bitte nicht wieder“, war die rasche Antwort.

„So möchte ich es tun“, sagte jemand kaum vernehmbar im Saal. Dem Präsidenten klang die schwache Stimme nicht ans Ohr; er hatte die zusammengefaßten Papiere unterm Arm geborgen und wandte sich zum Gehen. Da war es der zufällig aufmerksamere Verteidiger, der den Vorsitzenden durch lauten Zuruf zum Stehen brachte und ihm bedeutete,

es scheine jemand aus der Zeugenschar noch etwas vorbringen zu wollen. „Wenn es gestattet ist?“ fragte die feine Stimme einer Zeugin, die sich erhoben hatte und sich nicht weiter rührte, obgleich eine ältere Dame neben ihr unter heftiger Gestikulation und unwilligem Geflüster den Versuch machte, sie wieder auf die Bank herab zu nötigen. Die Tochter aus der eingeläuterten Villa. Das einfache glatte Kleid hob den schlanken Wuchs der jugendlichen Erscheinung; eine ungesuchte Grazie lag in Gestalt und Haltung. Mit der vom Handschuh entblößten Rechten hielt sie die Lehne der Zeugenbank umklammert, sich so gleichsam nach rückwärts stützend. Das Haupt war leicht nach vorn geneigt, die Augen, vom Hut beschattet, schienen niedergeschlagen. Die leichte Röte, die auf dem sonst beinahe franzhaft blassen Gesicht brannte, konnte mehr erraten als erkannt werden. Der Mund, der eben gesprochen, blieb wieder festgepreßt, wie wenn er verschwiegenes Leid umschloß.

Aus Ritterlichkeit, nicht weil er es hätte tun müssen — ja vielleicht stand ihm das Recht gar nicht zu, sich nach Schluß der Beweisverhandlungen und Verkündigung des Wahrspruchs der Geschworenen noch mit einem Zeugen zu unterhalten — befragte der Präsident die Sprecherin nach ihrem Begehr. „Ich bitte an seiner statt die Herren Richter um ein mildes Urteil.“

„Es ist gut. Danke, Fräulein.“ Gemessenen Schrittes, gefolgt von den beiden andern, ging er aufs Beratungszimmer zu. —

Im Saal wurde es nun rege: die vorerst kaum vernehmbar geäußerte Unterhaltung ging bald in ein allgemeines murmelndes Durcheinander von Stimmen über. So im Zuhörerraum, so im Parterre des Schwurgerichtssaales. Der Staatsanwalt lehnte sich auf das Pult des Sekretärs und sprach vorgehaltenen Hauptes eindringlich auf diesen ein. Der Verteidiger begrüßte lebhaft einige Bekannte auf den reservierten Stühlen der Gäste. Die Geschworenen waren zumeist aus der schweren eichenen Schranke, die ihre zwei Sitzreihen umschließt, herausgetreten und gruppierten sich davor nach Laune oder Zufall. Nicht alle sprachen von dem, was die Gemüter seit Stunden bewegt hatte; es war dem einen und andern ein Bedürfnis, die trüben Gedanken feiern zu lassen, auf nebensächliche Dinge das Gespräch zu lenken, es mit dem Tone harmlosen Scherzes zu versuchen. Der Gerichtsdienner hielt den Augenblick für gekommen, dem Saal, in dem in immer grauerem Schatten die späte Dämmerung flutete, Licht zu bringen: langsam kreiste er mit über sich gewendetem Auge, den hochragenden Feuerstab in den Händen, um den kostbaren Kronleuchter. Hell und heller wurden nun die Gruppen beleuchtet, schärfer und immer schärfer die Umrisse, wirkungsvoller Licht und Schatten mit jedem Schritt, den der Lichtträger machte. Nun konnte man auch ihn wieder deutlicher sehen, dem die Stunde galt. Der Kopf

war auf die Brust gesunken, so daß das Kinn im hochgeknöpften Rock verschwand. Im Gesicht bewegte es sich: über die Stirn huschten zuweilen Schatten zuckender Gedanken; der unruhige Mund verriet ein ungeweintes Weh. Dem stillen Mann war offenbar zu Sinn wie dem Ertrinkenden, der in einigen Minuten sein ganzes Leben mit Freud und Leid, bis in alle Einzelheiten rückerlebend, durchraßt. Wenige achteten seiner und jenes dunkle Augenpaar, das es gelegentlich heimlich wagte, blieb gesenkt, da es sich einmal von der Dame zur Seite ertappt glaubte. So lange gesenkt, bis der Gerichtshof wieder eintrat, alles in gewohnter Weise sich ordnete und die Feierlichkeit von neuem anhub.

Der Vorsitzende verkündete mit üblicher Ausführlichkeit das Strafurteil, das auf anderthalb Jahre Zuchthaus lautete.

Der Verurteilte dehnte seine Gestalt. Er verwischte gewaltsam den Eindruck, den das Strafmaß auf ihn machte. Derart erschien er standhaft.

„Haben Sie gegen das Urteil etwas einzuwenden?“

„Nein, wenn anders es ein Einwand ist, so ich nochmals erkläre, schuldlos zu sein.“

„Sie sind somit bereit, die Strafe von der Stelle anzutreten?“

„Tawohl. Doch ersuche ich um die Erlaubnis, vor dem Antritt der Haft noch etliche Zeilen des Abschieds zu schreiben.“ Er sagte dies alles in einem durch Beklemmung eingeschnürten Tone.

Die Bitte ward gewährt. Er wurde in ein Beamtenzimmer abgeführt. —

Der große Schwurgerichtsraum leerte sich, dank dem Eifer der Schuhleute, rasch; der Gerichtsdienner drehte den Gasrahm und diese Nacht legte sich auf die Stätte unsagbarer Seelenkämpfe.

\* \* \*

Indessen saß der Verurteilte in einem hellerleuchteten Bureau des Gerichtsgebäudes und ließ, unbekümmert um das, was um ihn her vorging, die Feder über das Papier gleiten.

„ . . . . . keineswegs, Du darfst Dir mein Los nicht zu Herzen nehmen, Du erschwerst mir sonst das Ertragen des Unabwendbaren. Grüble nicht weiter über das Geschehnis; es ist nun einmal so: ein unerbittliches Verhängnis schickt mich in die dunkle Abgeschiedenheit. Das Bewußtsein, daß ich unschuldig bin, mag Dich trösten. Also ruhig, gute Mutter, ich bitte Dich. Zeige durch einen zuversichtlichen Stolz, wie sehr Du mich liebst und zu mir hältst. Diese Deine Liebe darfst Du mir nicht in einem Augenblick entziehen, wo sie mir vor allem teuer wird, zumal die menschliche Gesellschaft sich jetzt entrüstet

von mir abkehrt. Laß mir den Glauben an die Unvergänglichkeit der mütterlichen Liebe. Dafür sei Du versichert, daß die Kerkerluft niemals zu verkümmern vermag

die treue Gesinnung und den Geist der Anhänglichkeit  
Deines Sohnes.“

Nun griff der Schreiber dieser Worte zu einem zweiten Blatt. Einige Augenblicke träumerischen Besinnens — und dann tat auch hier die Feder ihre reiche Pflicht:

„Jetzt, da ich durch Richterspruch ehrlos geworden bin, fühle ich mich schrankenlos und kühner als je zuvor. Und ich war doch sonst schon kühn genug, Sie wissen es. Sie! Wie schal mir diese Anrede klingt! „Sie“ sagen sich Leute, die sich weiter nichts als achten, dann Geschäftsmenschen und alle, die einander nicht besser kennen und sich gegenseitig dulden, weil es ihr Vorteil ist. „Sie“ sagen sie wieder, wenn sie grollend auseinandergehen und für das frühere „Du“ der Liebe und Wärme er mangeln. Dieses „Sie“. Nun soll ich es auch gegenüber einer jungen Dame, einem Mädchen gebrauchen, dessen Bild ich vor meinem geistigen Auge in einsamen Stunden so unendlich viel trauriger angesprochen habe? Um der Base Schicklichkeit willen soll ich „Sie“ sagen? Nein! An der Pforte des Gefängnisses überfällt mich solcherlei Zumperlichkeit nicht mehr: froh schreite ich hinweg über das gesellschaftlich Gebräuchliche, das so manchem vor dem Glücke steht; hinweg über falsche Klassenbegriffe, wie sie auch an meinem Leben ihre traurige Mission erfüllten. Zwar an dem jähren Sturz sind diese Mächte nur mittelbar beteiligt. Unmittelbare Ursache aber ist mein Herz. Das hilft mir das graue Los leichter tragen. Ich gehöre ganz zu meinem Herzen, und wenn es sich in treuem Eifer zu weit gewagt, so hat es dies für mich getan; ich will deshalb die Folgen auf mich nehmen.

Mein Herz hat mich schuldig gemacht! Nicht schuldig, wie die armen Richter meinen; so bin ich es nicht. Es hat mich anders schön und herrlich schuldig werden lassen. Aber der Verbrecher bin ich nicht, als den man mich festhält, der Brandstifter nicht, der Hand an Deiner Eltern Besitztum legte. Würde ich glauben, daß Du abscheulich wie die andern denken könntest, ich wäre zu stolz zu einem einzigen Federstrich. —

Ich kam am verhängnisvollen Abend von einem vergeblichen Gang — die Leute in der Vorstadt, denen ich an einem bestimmten Tage jeder Woche vorzulesen pflegte, schienen ausgegangen zu sein; das Haus stand dunkel — zurück durch kleine Gäßchen, mir den Weg so kürzend, als das unerklärliche Davoneilen einiger Menschen vor mir mich ebenfalls rascher gehen hieß. Wohl ganz zufällig hob ich den Kopf und sah

nun den schmalen Streifen Himmel, den die hohen Giebelreihen den Bewohnern lärglich gönnen, zu meinem Erstaunen leicht gerötet; ich wußte —

Soeben habe ich den Kriminalbeamten, meinen stummen Gesellschafter in diesem Bureau, weil ich aus einem Geräusch und einer Geberde auf dessen Ungeduld schloß, gefragt, ob ich mich beeilen müsse. Es sei mir innerhalb seiner üblichen Arbeitszeit keine Frist gesetzt, ich möge ruhig weiterschreiben, hat mir der gutherzige Mensch geantwortet. So will ich denn die Augenblicke nützen, die mir noch gegeben sind. —

Also ich wußte genug: es brannte. Brannte in meiner Wohngegend — vielleicht das Haus meines Vermieters. Die nächsten Sekunden, die ich durchlaufen, brachten mich vor die Gewißheit, daß ein böser Wunsch von mir leider sehr zuvor kommend sich erfüllt hatte! —

Ein Wunsch von mir? Was kann an einem Wunsche gelegen sein? Was schadet selbst ein böser Wunsch, wenn der, der ihn ausspricht, nicht so verworfen ist, dem Gedanken auch die Hand zu leihen? Wir sind nicht Meister jener Vorstellungen, die urplötzlich aufleuchten vor der erschrockenen Seele, emporzucken aus einem Nichts, ungekannt und ungerufen. Und verschwinden, eh' wir sie recht geschaut. Versucht es dann das junge rasche Blut, die flüchtige Erscheinung durch Benennung im Gedächtnis festzuhalten, so geschieht das aus trozigem Leichtsinn oder Unverständ.

So viele Wochen vor dem Brände. An einem Abend trat die Kostfrau hastig in mein Zimmer, um mich auf einen unsteten Lichtschein hinter einem Fenster Deines elterlichen Hauses aufmerksam zu machen. Ihre eilfertige Phantasie sah darin ein Schadenfeuer. „O, daß es so wäre,“ jubelte ich. Entsetzt glotzte mich die brave Frau an. Als ich ungefähr ergänzte: „Leider ist es, von hier zu beurteilen, nur ein offenes Kaminfeuer,“ zog sie sich, etwas Unverständliches vor sich her murmelnd, eilig zurück und hat seither — bis zum Gerichtstag — nicht wieder davon gesprochen. In mir aber erlosch der Gedanke nimmermehr.

Und eines andern Abends war es. Ich fühlte mich einsam wie kaum zuvor. Die heiße Stirn ans kühle Glas gepreßt, sah ich hinaus ins sternlose Dunkel, wo sich das Schwarz der Villa nur mühsam von der Nacht des Himmels schied. Gleich einer finstern Macht hielt mich der Anblick fest. Und dann dachte ich an Dich. Und die Qual griff mir ans Herz, das grausame Fühlen, in Ewigkeit von Dir getrennt zu sein, und heut und morgen, jeden Tag aufs neue übersehen zu werden, von Dir gekannt, doch unbeachtet zu bleiben wie jeder Wegknecht, an dem Du geschäftig vorübereilst. Dies alles nur, weil mir ein unerbittlich Schicksal das Glück des sorgenlosen Lebens, den Glanz von äußerer Macht und Stellung vorenthalten hat. Und ich zürnte Deinem

Reichtum. — Eben huschte irgendein Lichtschein an Deiner Wohnung vorüber. Sofort war er wieder da: der finstere Gedanke. Er senkte sich ins Herz und erfüllte es ganz. Und dann stieg er langsam zur Kehle, bis sie ihm Worte lieh: „Das käme doch zu erwünscht, wenn in der Villa drüben einmal Feuer ausbräche. Ich wäre der erste, der es entdecken und Hand anlegen wollte. — Sie retten würde aus jeder Gefahr,“ dachte ich hinzu. „Was soll das heißen?“ Die Frage schreckte mich auf. In meinem Träumen hatte ich den stillen, in Lektüre vertieften Kameraden vergessen, der für den Abend mit mir das Zimmer teilte. „Hm, ich meine, falls es jenem Gebäude bestimmt ist, dereinst durch Feuer geschädigt zu werden, so mag es lieber jetzt, als erst nach Jahren geschehen.“ Recht schnell und artig gab er sich zufrieden; ich aber sank zurück in mein Sinnen und malte mir mit eigenen Farben die traurig schöne Katastrophe aus. Dies ist mein ganzer Anteil an dem Verbrechen, um dessentwillen ich heute ein Gefangener bin.

Ein Brandleger, auch nur in Gedanken, war ich nie, und jeder Schuld Deinen Eltern gegenüber fühl' ich mich frei. — An Dir dagegen bin ich schuldig worden! Weder Du, noch sonst jemand, weiß davon. Jetzt will ich es, Dir allein, gestehen; nicht aus Reue — ich kann den süßen Frevel, der mich für einmal glücklich werden ließ und der mir den Gedanken, daß noch in dieser Stunde die grauen Mauern der Lebendig begrabenen mich aufnehmen sollen, gleichgültig macht, nicht bereuen — nein, ich tu es, damit Du, sei's morgen, sei es, wenn ich nach achtzehn langen Monaten zum andern Mal das Licht der Welt und ihre Gerechtigkeit erblicke, den Übeltäter richten kannst, wie es Dir gefällt.

Vom Brände selbst muß ich Dir erzählen, von jenen Minuten, da mich keiner der selbstbetrogenen Zeugen sah, mich keiner der feigen Schwäger zu sehen wagte! — Wie ich die Unglücksstätte erreichte, das Haus in Flammennöten vor mir sah, da stand ich betroffen erst — nur für eines Seufzers Dauer und eben lang genug, daß sich in mir ein Etwas jäh aufrichtete, sieghaft, unwiderstehlich — dann rannte ich durch den Hof der hintern, verborgenen Haustür zu. Ich glaubte oder mußte wohl gehört haben, von wem ist mir nicht klar, daß man jemand vermisste. Und vor allem ahnte ich es. Die kleine Tür stand offen; ein heller Schein blendete mich: das Treppenhaus — der Brand scheint mit ausgesuchter Niedertracht gelegt worden zu sein — in Flammen. Viele langsam fressende Flammen. Doch hinein, im Flug die Stufen hinauf, durch die sengende Hitze empor zu der Höhe, wo in breiterem, kühlerem Raum, dem großen Korridor, der graue Rauch in trägem Qualmen nach einem Ausweg suchte.

Dermaßen lege ich es mir nunmehr zurecht. Beim fliegenden Durch-

leben achtete ich es kaum. Wie ich mich fand im fremden Hause, mich tastete ins Dunkel, ins mögliche Verderben hinein, ist nicht zu sagen. Nicht lange irrte ich — genug, ich griff die Türe, riß sie auf und sah nun, brennenden Auges, ein Meer von Rauch, von einem blassen Rot durchschimmert. — Ein verzweifelter Schritt: da stieß mein Fuß sich. — Vor mir lag's in weißer Gewandung — Du. Ich wußte es, ehe ich mich danach bückte. — —

Leicht ward mir die Bürde. Nach Luft muß ich gedrängt haben; denn unvorsichtig stürmte ich der Treppe zu, wo Licht und Zug und Helle, ein Atmen und ein Sehen war. Es glückte. Noch zögerte mein Fuß, in den wallenden Brodem hinabzusteigen. Mir war mit einem Male so frei zu Sinne, ein eigen Wohlbehagen füllte meine Seele. Und wie ich auf Dich niedersah, da waren sie vergessen: die Flämmchen alle, die gierig herauf nach uns Einsamen züngelten. Die warnenden Laute, von knisternden, speienden Balken emporfletternd, schlügen ungehört an mein Ohr — und an das Deine. Sorglos, in Ohnmacht, ruhest Du an mir. Ich hielt Deinen Kopf fest gegen mein pochendes Herz gedrückt. Ungeachtet zweier leichter Falten zwischen den Augenbrauen, die von überstandener Pein erzählten, lag stiller Friede auf dem vom Feuerschein umflossenen Gesicht. Du schienst versöhnt mit dem Geschick. In mir aber jauchzte es von Erfüllung.

So stand ich auf der Höhe der Flammentreppe, im Innersten zufrieden, so daß ich bleiben wollte, um mit Dir hinüberzuträumen in die ewige Glückseligkeit. — Und tiefer beugte ich mich: der rasche Atem, der durch den unmerklich geöffneten Mund zog, gab mir Gewißheit, daß Du lebstest. Da wuchs meiner Seele heiße Glut; in flimmernden Schwingungen teilte sie sich meinen Pulsen mit. Tiefer sank der fiebertrunkne Kopf, neigte sich ganz zu Dir — ich küßte Dich. — —

Nun, als ob vom Feuer berührt, regtest Du Dich, erwachtest halbwegs aus dem schweren Schlafe, schlugst lässig Deine dunklen Augen auf und, ohne noch zu wissen, wem Du Dich vertrautest, schlängst Du flehentlich und Rettung heißhend den Arm um meinen Hals: ich ward der Wirklichkeit, der Gefahr des Augenblicks zurückgegeben und wußte wieder, was ich Dir schuldig war. Und ich stieg vom lichten Himmel hinab in die grause Hölle. — —

Ich habe Dich in Sicherheit gebracht; frag' mich nicht wie, frag' nicht weshalb; ein anderer hätt' es auch getan. —

Du kennst jetzt meine Schuld. Um ihretwillen will ich die Zuchthausstrafe gern und still ertragen. —“

E. Kampf.